Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

das Lob eines in der „Tribune de Genève" erschienenen Aufsatzes eines Serben gesungen, der Deutschland die volle Schuld am Kriege zusprach. Am 14. wurde unter dem Merkwort: „Die ersten deutschen Ansprüche" das Verlangen nach Zulassung des Deutschen als Verhandlungssprache zurückgewiesen. Am 16. legte Muret eine Lanze ein zu Gunsten des dauernden polnischen Ratssitzes. Am 18. September denunzierte er die deutschen Kolonialwünsche als gegen Portugal gerichtet. Am 24. wurde Stresemann wegen seiner Rede in der deutschen Kolonie gerüffelt u. s. w. u. s. w. Man wird gestehen müssen, daß Herr Muret von der „Gazette de Lausanne" seine Aufgabe richtig erfaßt und die Sache Frankreichs — seines Frankreichs nämlich — gut verteidigt hat.

Ähnliche Fäden wie hier zu unserm schweizerischen panfranzösischen Blatte laufen auch ins Elsaß zum „Journal de l'Est", das ja ebenfalls ganz in diesem Sinne arbeitet. Dort sitzt übrigens ja auch ein Mann aus dem engern Kreis der „Gazette" als Auslandsredaktor, der Waadtländer Schriftsteller Benjamin Vallotton. So besteht ein förmliches Netz von Verbindungen an der ganzen französischen Ostgrenze von Belgien bis hinunter zur Schweiz. Die Fäden zu der Zentrale in Paris fehlen natürlich auch nicht. Und ferner bestehen sie zu einer Menge kleinerer Blätter im ganzen Gebiet. Dazu gehört in Luxemburg die „Indépendance Luxembourgoise", die der Volkswitz „Dépendance Française" getauft hat. In der Schweiz laufen Verbindungen zu einer ganzen Anzahl welscher Zeitungen. Ein Mittelsmann ist z. B. da Herr Bovet-Grisel, der Schweizer Mitarbeiter des „Journal de l'Est". Das Ganze ist ein recht kunstvoll aufgebautes Gebäude. Wer sich von seiner Wirkung überzeugen will, hat jederzeit im politischen Tageskampf die Gelegenheit dazu! X.

Bücher-Rundschau

Amerikanischer Imperialismus.

Im Laufe dieses Sommers erschien auf dem Büchermarkt ein überaus durchdachtes und von minutiöser Arbeit zeugendes Buch über die „Imperialistische Politik im Fernen Osten". Der Verfasser, Nationalrat Reinhard, eröffnete darin, neben dem eigentlichen Hauptthema, bis anhin wenig bekannte Perspektiven in die Interessenverfilzung amerikanischer Trusts und ihrer Regierung. So vorbereitet und in gewissem Sinne alarmiert, nahm man sich vor, diesen scheinbar fernabliegenden Problemen in Zukunft mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Diesen Bemühungen kommt nun ein neues, recht sonderbares Buch zu unerwarteter Hilfe. Als englische, d. h. als die für England bestimmte Ausgabe erschien da kürzlich „Die Diplomatie des Dollars"*) mit zwei Amerikanern als Verfasser.

Diese Studie verdient die Beachtung der Europäer, die im allgemeinen Amerika herzlich wenig kennen. Wie sie es selber bemerken, wollten die Verfasser durch die Abfassung dieses Buches bekannt machen, inwieweit die Vereinigten Staaten eine imperialistische Politik (sie sagen „imperial") verfolgen, und die charakteristischen Hauptpunkte amerikanischer Außenpolitik angeben. Sie ruht auf dem Prinzip, daß „die Flagge den im Ausland angelegten Kapitalen folgt". In dem Maße, wie die Vereinigten Staaten sich bereichern, vergrößern sie ihren Landbesitz, indem sie damit beginnen, Geld auszuführen, und ihre wirtschaftliche Betriebsamkeit wirkt dann auf ihre Politik zurück, eine Folge also, die früher oder später unvermeidlich war. „Die Veränderung der Außenpolitik durch die Anlagen im Ausland ist demnach nur eine Frage der Zeit" (pag. 17).

*) Dollar Diplomacy: A Study in American Imperialisme. By Scott Nearing and Joseph Freemann. Allen and Unwin, London, 1926.

Die wirtschaftliche und folglich auch territoriale Ausbreitung der Staaten begann um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Auswanderer bis zu dem Alleghani-Gebirge vordrangen; mit der Zeit breitete sich die Entwicklung bis über die Rocky Mountains aus und erreichte den Pazifik. Dann kam die Periode des sogenannten wirtschaftlichen Imperialismus, die sich als handelspolitische Durchdringung jener Gegenden Amerikas darstellt, in denen keine Flagge der Vereinigten Staaten wehte. Während langer Zeit war deren Politik die der Vereinsamung, in dem Sinne nämlich, daß sie auf die beiden Amerika beschränkt blieb; aber sie war nichts desto weniger eine Politik von anhaltender, territorialer Erwerbung.

Bald kam der Augenblick, da nach der Überwindung der Unzufriedenheit über die Monroe-Doktrin und als die amerikanische Politik in dem so engen Rahmen, der ihr von diesem klugen Präsidenten angelegt worden war, zu ersticken drohte, sie sich über den amerikanischen Kontinent hinauswagte. Der Beginn amerikanischer, imperialer Diplomatie ist im Jahre 1878 zu finden. Die Vereinigten Staaten schlossen damals mit dem Königreich Samoa einen Vertrag, der ihnen das Recht einräumte, aus dem Hafen von Pagopago eine Flottenstation zu machen. Von dem Augenblick an, wo sie auf ihre überlieferte Politik verzichtete, indem sie zusammen mit England und Deutschland das Protektorat über Samoa übernahm, ließ sich die amerikanische Republik nicht mehr durch die Monroe-Doktrin beeinträchtigen, die nun nicht mehr ein Artikel für den Inlandsverbrauch war, sondern einzig und allein als Ausfuhrgegenstand aufbewahrt wurde. Diese Doktrin bindet die Vereinigten Staaten nicht mehr, aber die U. S. A. zwingen sie den andern auf.

Aus der Schuldnernation zu einem Volk von Gläubigern par excellence geworden, hatte Amerika die Dollarpolitik nun endgültig angenommen, eine Politik, die den amerikanischen Kapitalien auf dem Fuß folgt und für dieselben in gewissem Sinne eine Exterritorialität fordert. Um die Kapitalien zu schützen, kann ihre Intervention auch bis zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Landes und sogar bis zur Ermutigung und Hilfeleistung der Revolution gehen (pag. 18). Punkt für Punkt, mit Einzelheiten und Belegstücken, verfolgen die Autoren die Entwicklung der Dollarpolitik. Sie zeigen sie im Begriffe, Canada wirtschaftlich zu durchdringen und sich in China und der Mandschurei Einflußbereiche zu erwerben; sie zeigen auch, wie sie in Mexiko eine „politic reglementation" errichtete, auf den Antillen und in Haiti mit Militärmacht intervenierte, Nikaragua finanziell eroberte und Kuba wirtschaftlich besetzte — die Verfasser nennen dies „Organisation ohne Annexion" — und 1917 schließlich die Jungfern-Inseln kaufte.

Nearing und Freemann erwähnen auch die Frage der Kriegsschulden. Nach der Feststellung, daß Großbritannien, Frankreich, Italien und Belgien die vier hauptsächlichsten Verbündeten im „Kriege von 1917" gewesen seien, führen sie aus, daß die Kosten dieser Hilfe den Betrag von 400 Millionen während 50 Jahren übertreffen: „Es ist in der Geschichte nicht ein seltener Fall, daß der Sieger den Besiegten schwere Lasten auferlegt. Aber es findet sich in der modernen Geschichte kein Analogon dazu, daß vier Mächte zuerst 25 Milliarden Dollar ausgeben mußten, um einen sympathischen Verbündeten an die Seite zu bekommen" (pag. 224).

Die Verfasser dieses lehrreichen Buches disputieren nicht; sie teilen weder Tadel noch Lob aus, sondern sie berichten nur Tatsachen, und dies gibt ihrem Werke den besonderen Wert. Sie decken unerbittlich das Vorgehen des Staatsministeriums auf, wie es mit der Hochfinanz zusammenarbeitet und wie es im Grunde denselben Zweck verfolgt, ob es nun für Südamerika an der Monroe-Doktrin festhalte, oder an der „offenen Tür" in Asien oder an den verschiedenen Formen des Dawesplanes in Europa. Die Abrüstungskonferenz von Washington hat die Vereinigten Staaten deutlich als die im Fernen Osten vorherrschende Macht gezeigt, denn trotz England und Japan als die in diesem Weltteil gefährlichsten Nebenbuhler, gelang der amerikanischen Diplomatie und Finanz durch den Vertrag der vier Mächte doch die Sprengung der japanisch-britischen Allianz.

Ein anderes von den Amerikanern mit Erfolg angewandtes Druckmittel, bestimmt, wiederum ihren Kapitalisten zu helfen, besteht in der Anerkennung oder Anerkennungsverweigerung von revolutionären Regierungen, und in der Möglichkeit, denselben Waffen zu liefern oder sie ihnen zu verweigern. Hier lag auch die Ursache, daß Hughes die Zustimmung zur Konvention von St. Germain ablehnte, da sie der amerikanischen Regierung die Waffenlieferungen an die benachbarten Republiken verunmöglicht hätte. In Genf 1925 sogar haben die Vereinigten Staaten sich das Recht ausbedungen, jeder Regierung, ob anerkannt oder nicht, Waffen zu liefern. Man mag darüber nicht erstaunt sein, wenn man sich erinnert — was auch die Verfasser der „Diplomatie des Dollars" erwähnen —, daß die U. S. A. im Falle von Huerta der bestehenden Regierung Waffen verweigerten, dafür aber den Revolutionären lieferten, daß sie im Falle von Obregon jedoch das umgekehrte Manöver ausführten. Auch das Vorgehen von Wilson ist nicht vergessen. Im Jahre 1914 ereigneten sich in Mexiko drei belanglose Zwischenfälle, die man in den Staaten nach Belieben aufbauschte. Trotzdem der amerikanische Geschäftsträger mehrere Richtigstellungen telegraphierte, Wilson also im Klaren war, „gab er dennoch diesen Vorfällen eine täuschende Auslegung, um das Volksgefühl zu reizen, und verlangte dann vom Kongreß die Absendung von Streitkräften nach Mexiko" (pag. 105). Die Zusammenarbeit der Regierung mit der Wallstreet-Hochfinanz zeitigt immer dort, wo die Interessen oder die Macht der letzteren bedroht ist, sei es leise Warnung, Intervention, Protektorat, Grenzverbesserungen, Unterdrückung der amerikanischen finanziellen Interessen feindlichen Flibusterie oder Hilfe für solche jener freundlich Gesinnten.

So funktioniert die Dollardiplomatie, deren Mechanismus uns Nearing und Freemann offenbaren. Es wäre leicht, die Gegensätzlichkeit darzutun, die eine derartige Diplomatie gegenüber den Erklärungen und Protestationen amerikanischer Staatsmänner und ihren reinen Gefühlen von Moral oder Menschlichkeit bedeutet; doch dies erscheint unnötig. Was dagegen aus diesem Buche zweier amerikanischer Schriftsteller behalten werden muß, das ist das tatsächliche Bestehen einer Dollarpolitik (deren Erfinder, wie es scheint, Präsident Taft ist); und daß eine solche täglich von der Regierung der Vereinigten Staaten praktiziert wird.

Rechnen wir also damit. Eine Politik, die die englisch-japanische Allianz gesprengt hat und sich dessen als eines Triumphes rühmt, ist wahrlich keine „quantité négligeable". Ist nicht ihr die Schöpfung einer britischen Flottenbasis in Singapur zu verdanken? Und, erinnert dieses Buch nicht unwiderstehlich an gewisse Stellen in den bekannten Briefen von Walter Page, dem amerikanischen Botschafter in London? Schrieb Page doch schon im Oktober 1913 dem Präsidenten Wilson: „Die Zukunft der Welt gehört uns. Was werden wir tun, wenn bald einmal die Herrschaft der Welt uns zufallen wird? Und wie werden wir uns der Engländer bedienen?" 1914, kurz vor dem Kriege, an denselben Empfänger gar: „Was werden wir mit England, diesem Kaiserreich, machen, nächstens, wenn die wirtschaftlichen Gewalten die Führung der Rasse in unsere Hände gegeben haben? Wenn es uns gefällt, die direction of the world zu übernehmen, werden sie (die Engländer) stufenweise zustimmen und loyal folgen."

Diplomatie des Dollars! Es mag wirklich wahr sein, daß in keinem andern Staate die Politik so dem Geschäfte in die Hände arbeitet wie gerade in den Vereinigten Staaten. Mögen auch die Riesentrusts längst nicht mehr genügend Absatz im eigenen Lande finden, so scheint auch dem Fernstehenden die Handreichung der Regierung zu deren ungehemmter Expansion und Weltwirkung dennoch von höchst gefährlichen Folgen. Denn, ist das alte Europa schließlich vielleicht wehrlos, so heißt das noch keineswegs, daß der britische Löwe und Japans aufsteigende Sonne gutwillig der Gewalt Wallstreets weichen werden. Was aber dann geschehen wird und zwischen welchen Partnern ein Konflikt von gewaltigsten Ausmaßen ausgetragen werden wird, steht heute noch außerhalb menschlichen Ermessens.

Hermann Hagenbuch.

Das russische Orangebuch über den Kriegsausbruch mit der Türkei.

Friedrich Stieve hat im Auftrage des deutschen Auswärtigen Amtes unter diesem Titel im Verlag für Kulturpolitik in Berlin vor einigen Monaten ein Buch herausgegeben, das nichts anderes darstellt als eine Wiedergabe des russischen Orangebuches, so wie es sein sollte, im Gegensatz zum offiziellen verfälschten. Im letzteren sind eine ganze Anzahl Telegramme nicht vollständig wiedergegeben worden und noch viel mehr Telegramme sind überhaupt weggelassen worden — offenbar absichtlich. Mit deutscher Gründlichkeit ist das alles zum Beweise dafür aufgedeckt worden, daß die These von Sasonow (dem russischen Außenminister bei Kriegsausbruch), wonach Rußland nicht in den Weltkrieg eingetreten sei, um bei der Gelegenheit auf Konstantinopel und die Meerengen zu greifen, unrichtig ist. Sasonow, den wir ja von den russischen Kriegsmobilmachungsakten her als einen der großen Kriegshetzer kennen — hat doch Rußland unter seinem Einfluß als erste Großmacht schon am 25. Juli 1914 die Teilmobilmachung gegen Österreich-Ungarn verfügt —, wollte seine These eben auf jenes verfälschte Orangebuch stützen und wird nun durch Stieve entlarvt.

Der Verfasser geht von folgenden Worten von Georges Louis (dem vorletzten französischen Botschafter in Petersburg) vom Jahre 1910 aus:

> „Konstantinopel und die Meerengen bilden in dem Bündnis" (zwischen Rußland und Frankreich) „den Gegenposten für Elsaß-Lothringen. Das ist in keinem Vertrag schriftlich niedergelegt, aber es ist das erhabene Ziel, an das man denkt, ohne davon zu sprechen. . ."

Daß Sasonow keine andere Auffassung hatte, wird ihm eben durch die weggelassenen Telegramme oder Telegrammstellen nachgewiesen. Deutschland kämpft mit Recht gegen die sogenannte Kriegsschuldlüge, die jedenfalls so weit heute auch bei einsichtigen französischen Historikern als Lüge anerkannt wird, als Deutschland niemals allein den Weltkrieg verschuldet hat. Und wenn Rußland (unter dem Einfluß von Frankreich) als erste Großmacht im Juli 1914 mobilisiert hat, so wissen wir heute, daß es dies nicht bloß aus Panslawismus und zum Schutze von Serbien gegenüber Österreich-Ungarn tat, sondern auch noch aus Expansionsgelüsten heraus.

Das Buch von Stieve ist seinerzeit in der „Neuen Zürcher Zeitung" in ententefreundlichem Sinne und recht hämisch kritisiert worden, mit der Bemerkung, Deutschland sehe den Splitter im Auge seines Nächsten, aber nicht den Balken im eigenen Auge. Mag sein, aber ist es heute nicht eine, durch wahrheitsliebende Staatsmänner der Entente selbst bekräftigte historische Tatsache, daß die Siegerstaaten in Versailles den Deutschen ein Schuldbekenntnis aufgezwungen haben, das für sie selbst auch gilt?

Es scheint notwendig zu sein, immer wieder daran zu erinnern, daß Rußland unter der Billigung des französischen Ministerrates, der ihm allerdings zur Vorsicht (sic!) riet, zuerst — und zwar sechs Tage vor Deutschland — die Mobilmachung (Teilmobilmachung) verfügte (vgl. „Les documents politiques" Märznummer 1926, und Demartial, S. 430 in der Julinummer der „Kriegsschuldfrage", Berlin, welche Zeitschrift jedermann bestens empfohlen werden kann).

Das ist allerdings erst lange nach Versailles aufgedeckt worden. Der Rat zur Vorsicht ist also befolgt worden!

Jene Teilmobilmachung Rußlands aber bedeutete den Funken in das Pulverfaß von Sarajewo.

Carl Frey, Basel.

Bayern und das preußische Unionsprojekt.

M. Doeberl: Bayern und Deutschland, Bayern und das preußische Unionsprojekt. Verlag von R. Oldenbourg. München und Berlin 1926. 175 S.

Erst kürzlich ist in diesen Blättern die treffliche Studie des Münchener Professors Döberl über das Verhältnis Bayerns zur Bismarck'schen Reichs-

gründung gewürdigt worden (Juliheft 1926, S. 251 ff.). Neuerdings hat er als eine weitere Frucht seiner Forschungen eine Arbeit unter obigem Titel folgen lassen, welche die Darstellungen von H. v. Sybel „Die Begründung des deutschen Reiches", Friedrich Meinecke „Radowitz und die deutsche Revolution", Heinrich Friedjung „Österreich von 1848 bis 1860" aufs glücklichste ergänzt. Wieder ist ihm die Benutzung der im Geheimen Staatsarchiv und im Geheimen Hausarchiv zu München aufbewahrten Akten überaus zustatten gekommen. Dazu kam, von anderen urkundlichen Quellen zu schweigen, der umfassende schriftliche Nachlaß des Ministers von der Pfordten. Zum ersten Mal wird auf Grundlage dieser Materialien die Politik des größten deutschen Mittelstaates in der Zeit der preußischen Unionsbestrebungen hell beleuchtet.

Die Fülle bisher unbekannter Einzelheiten, die uns hier geboten wird, ist zu groß, als daß sie im Rahmen einer kurzen Besprechung erschöpft werden könnte. Indessen sei auf folgende Mitteilungen ausdrücklich hingewiesen. Der bayrische Gesandte am Berliner Hof, Graf Maximilian von Lerchenfeld, hat in den Berichten an seine Regierung eine zeitlang das von Radowitz entworfene preußische Unionsprogramm aufs wärmste befürwortet. Er ist es gewesen, der später, auf den Gesandtschaftsposten nach Wien versetzt, eine Verständigung der vier Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover angeregt hat, die sich zum Plan des unter Österreichs Ägide projektierten „Vierkönigsbündnisses" ausweitete. Auf diesem beruhte die Münchener Skizze einer revidierten deutschen Bundesverfassung vom 27. Februar 1850, die freilich ein bloßes Blatt Papier blieb. Von hohem Interesse ist der S. 154 mitgeteilte Brief König Maximilians II. von Bayern an König Ernst August von Hannover, durch welchen dieser für Zustimmung zu jenem Verfassungsentwurf gewonnen werden sollte. Nicht minder interessant und völlig neu ist der Abdruck eines Geheimartikels zu dem Bregenzer Vertrag Österreichs, Bayerns, Württembergs vom 12. Oktober 1850, nach welchem Bayern im Falle eines siegreichen Kampfes mit Preußen und dessen Alliierten auf Kosten Badens ein Gebietszuwachs zugesichert wurde, der mindestens die ehemals pfälzischen Landesteile mit Mannheim und Heidelberg, sowie einen möglichst breiten Landstrich zur Herstellung des Zusammenhangs mit der Rheinpfalz umfassen sollte (S. 156).

Indessen im Mittelpunkt der ganzen Erzählung steht die Gestalt des damaligen leitenden Ministers Bayerns, Herrn von der Pfordten. Seine erstmals hier vollständig wiedergegebenen Denkschriften, vertraulichen Noten, Instruktionen, Privatbriefe gewähren einen tiefen Einblick in den Gang seiner politischen Ideen. Wie manchem Wechsel sie auch unterworfen zu sein scheinen mögen: als unverrückbares Ziel stand ihm doch vor Augen: die Notwendigkeit einer Reform des deutschen Bundes in großdeutschem und föderalistischem Sinne. Dabei leitete ihn, wie der Verfasser zu seiner Rechtfertigung hervorhebt, ein nationales Verständnis und Verantwortlichkeitsgefühl. Aber „er verfügte weder über die Machtmittel, noch stand er an der entscheidenden Stelle, um die Durchführung einer Bundesreform zu erzwingen." Abgesehen davon, daß er unter dem Einfluß unverantwortlicher Ratgeber seines Königs litt: seine Pläne scheiterten an dem mangelnden Interesse des österreichischen Ministers, des Fürsten Schwarzenberg, der damals vielleicht allein Deutschland das Gesetz hätte diktieren können. Mit guten Gründen wird von diesem gesagt: „Der im Grunde doch etwas frivole Staatsmann besaß nicht den Weitblick, das tiefere Interesse, die sittliche Größe, um das Berechtigte der deutschen, der großdeutschen Bewegung zu erkennen und etwas Dauerndes, Positives zu schaffen." Daher war eine der ersten Enttäuschungen von der Pfordtens, die er auf den Dresdener Konferenzen erlebte, der neu erwachte Widerstand gegen irgend eine, noch so abgeschwächte Volksvertretung am deutschen Bunde. Übrigens wurde der Widerwille gegen eine solche Institution von König Maximilian II. von Bayern selbst geteilt. In einem vertraulichen Schreiben dieses Fürsten an seinen in Dresden bei den Konferenzen weilenden Minister vom 30. Dezember 1850 liest man: „Was die Volksvertretung beim Bunde betrifft, so begreife ich, daß Sie dieselbe beantragen mußten, um Gottes Willen aber betreiben Sie diese nicht

zu eifrig, weder bei den Mittel- noch den Großmächten, ich halte sie für sehr gefährlich, man mag sie in was immer für heilsame Schranken eindämmen, sie werden nicht haltbar sich erweisen" (S. 169).

Herr von der Pfordten empfand die Widerstände, mit denen er zu kämpfen hatte, sehr bitter. Auch fehlte es ihm nicht an der Fähigkeit, den Schleier der Zukunft zu lüften. Halb und halb prophetisch nimmt sich der Ausspruch aus, den seine große Denkschrift vom 5. Mai 1849 enthält: „Sind Österreich und Deutschland einmal förmlich geschieden, so werden sie sich schwer, wohl niemals wieder vereinigen. Dann wird im österreichischen Staate das deutsche Element sehr in den Hintergrund gedrängt werden, wo nicht ganz untergehen. In Deutschland aber wird die Zentralisierung unaufhaltsam vorwärts gehen, und es ist dann, vielleicht in nicht sehr ferner Zeit, wahrscheinlich, daß dieser große rein deutsche Staat eine mächtige Attraktion auf die in Österreich unterliegenden deutschen Elemente übt" (S. 98). Indessen gelangte er in der Folgezeit, wie der Verfasser am Schluß seiner lehrreichen Arbeit sich ausdrückt, „je länger je mehr zu der Überzeugung, daß eine wesentliche Reform des deutschen Bundes überhaupt nicht möglich, aber auch nicht notwendig sei; der Bund vertrage keine Reform und brauche auch keine." „Was uns nottut, ist eine Einigung zwischen Österreich und Preußen." Die Aufgabe, diese Einigung zu erhalten, nahm er für Bayern in Anspruch, um 1866 erleben zu müssen, daß auch dies Unternehmen scheiterte.

Alfred Stern, Zürich.

Politische Neuerscheinungen.

Eine kleine Schrift (**Will Kalberer: Die Wahrheit über die Tessiner Frage;** Wilka-Verlag, Zürich, 122 S.) hat in der Presse der letzten Wochen einigen Staub aufgewirbelt. Weniger ihres Eigenwertes wegen, als weil die Zeitungen der deutschen Schweiz möglichst schnell und eindeutig von ihr abrücken wollten, um im Tessin von vorneherein jeder unliebsamen Polemik die Spitze abzubrechen. Das letztere dürfte erreicht sein. Trotzdem bleibt an der ganzen Sache etwas Bedauerliches. Einmal an der Schrift selbst. Der Verfasser redigierte während drei Jahren das einzige im Tessin deutschsprachig (zweimal wöchentlich) erscheinende Blatt, die „Südschweiz". Das Blatt ist vorwiegend Anzeigenblatt deutschschweizerischer und tessinischer Geschäfte im Tessin; daneben wahrt es aber auch einen gewissen geistigen Zusammenhang unter den im Tessin ansässigen Deutschschweizern. Kraft dieser seiner Tätigkeit wäre der Verfasser also wie kaum ein anderer berufen gewesen, ein wenig über das Verhältnis zwischen Tessinern und Deutschschweizern im Tessin aufzuklären. Die Frage nach diesem Verhältnis ist nicht ohne Wichtigkeit. Gibt es doch einige Tessiner Intellektuelle, die das Vorhandensein eines tessinischen Irredentismus einzig und allein auf das Vorhandensein der etwa 8000 Deutschschweizer im Tessin zurückführen.

Leider vermögen wir in der Kalberer'schen Schrift nun keineswegs eine Wegleitung für das Verständnis dieses Verhältnisses zu erblicken. Nach Kalberer begegnete der Deutschschweizer im Tessin einer einzigen Ablehnung; der Tessiner hätte für ihn nichts als Verachtung, wenn nicht schlimmeres übrig. Wer nun aber die Schrift Kalberers gutgläubig gelesen und vom Tessiner sonst nichts wüßte, der müßte dem Tessiner gegenüber dann genau so empfinden, wie der Tessiner nach der Darstellung Kalberers dem Deutschschweizer gegenüber empfinden soll. Liegt die Frage also nicht nahe, daß Kalberer in seiner Beziehung zu den Tessinern genau das findet, was er selbst in sie hineingelegt hat? Wer mit den Augen der Verachtung und persönlicher Verärgerung sieht, sieht die Dinge nicht in ihren richtigen Verhältnissen. Er gibt ein verzerrtes Bild. Mag daher in der Schrift auch manches Einzelne richtig beobachtet, mancherlei Erkenntnis richtig zusammengetragen sein, der Ausgangspunkt ist verfehlt. Abneigung — um nicht ein stärkeres Wort zu gebrauchen — erzeugt wieder

Abneigung. Damit ist aber für das deutschschweizerisch-tessinische Verhältnis am allerwenigsten gewonnen. Dazu kommt, daß die Schrift stilistisch wie drucktechnisch (sie wimmelt von gröbsten Druckfehlern) von einer Flüchtigkeit und Nachlässigkeit ist, wie man solche selbst in der von Druckerzeugnissen doch überschwemmten Gegenwart nur ganz selten findet.

Wenn man daher trotzdem dem Büchlein noch so viel Beachtung schenken will, so deswegen, weil die darin berührten Fragen eben Fragen sind, die wirklich vorhanden sind. Der leitende Gedanke Kalberers, daß der Tessin nicht veritalianisiert, sondern in seiner Führerschicht erst recht schweizerisch erhalten werden sollte, wobei gerade auch den Deutschschweizern im Tessin eine Rolle zufiele, ist sicherlich richtig und hat ja auch eifrige Verfechter unter einem Teil der Tessiner selbst. Man denke an die neuesten Vorschläge von alt Nationalrat Garbani-Nerini, im Tessin die juristische Fakultät einer schweizerischen Universität zu errichten. Man denke an die hingebende publizistische Tätigkeit von Ständerat Bertoni. Auf der Gegenseite steht bekanntlich Chiesa als Vorkämpfer für die Reinheit der kulturellen Italianità der tessinischen Intelligenz. Man wird auch diesem Bestreben nicht das Verständnis versagen. Aber für die Schweiz und den schweizerischen Tessin ist der andere Standpunkt richtiger. Um so bedauerlicher ist es, daß das richtig Gesehene in dem Kalberer'schen Beitrag zu diesen Fragen aus den oben genannten Gründen sich kaum wird positiv auswirken können und auswerten lassen.

* * *

Ein gutes Streiflicht auf das Problem Jugend und Politik wirft der eben erschienene Roman eines Elsässers **(Eduard Redelsberger: Besetztes Land,** Heimat- und Rheinlandroman eines Elsässers; Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1926; 343 S.; M. 3). Nach seinen eigenen Angaben — vergl. „Elsaß-Lothringen/Heimatstimmen", Oktoberheft: „Warum ich mich von Frankreich abgewendet habe" — hatte sich der Verfasser bis zu seiner Anstellung als Oberbeamter der Interalliierten Rheinlandkommission in Koblenz, die er vorwiegend aus Abenteuerlust annahm, nie mit Politik beschäftigt. „Einmal war ich — nach den Papieren — Deutscher; jetzt hatte ich einen französischen Paß." Während der zwei Jahre seiner Tätigkeit an dem deutschgeschriebenen „Nachrichtenblatt" des französischen Propagandadienstes im Rheinland — an dessen Spitze überdies der „Deutschschweizer" Charles Haenggi stand — gewann er nun aber richtigen Einblick in die hohe Politik — und zwar in erster Linie in die französische —; mit dem Erfolg, daß er zwar nicht der Politik als solcher den Rücken kehrte, aber der französischen, die sich ihm hier in ihrem ungünstigsten Lichte gezeigt hatte (Separatistenwirtschaft u. s. w.). Das war aber wiederum nicht gleichbedeutend mit einem einfachen Frontwechsel auf die deutsche Seite hinüber. Jetzt erwachte vielmehr in ihm die Hingabe für sein eigenes Volk. Der Darstellung dieses inneren Erlebnisses, das den politisch indifferenten Elsässer über den bezahlten Dienst für fremde Zwecke zum selbstlosen Kämpfer für die Zwecke und Rechte seines eigenen Volkes machte, ist der vorliegende Roman gewidmet. „Besetztes Land" ist dem Romanhelden nicht mehr nur das von fremder Truppenmacht besetzte Rheinland, sondern sein eigenes Land, das Elsaß, solange es nicht aus innerer Selbstbesinnung zu freier äußerer Selbstbestimmung gekommen ist. Wir haben es hier zweifellos mit einem Einzelfall einer allgemeinen inneren Wandlung zu tun, die in der jüngeren Generation weiter europäischer Kulturkreise vor sich geht: die Hinwendung des apolitischen, auf das politische Handwerk verächtlich herabsehenden, literarischem oder körperlichem Sport huldigenden Intellektuellen zur Politik, zum Staat, zum selbstlosen Dienst am eigenen Volk. Darin erblicken wir den besonderen Wert dieses literarisch vielleicht weniger bedeutenden Bekenntnis-Romans. O.

Michael gegen Michel.*)

Antwort aus der deutschen Schweiz auf eine französische Frage, so lautet der Untertitel des neuesten Buches von **Roman Boos**, das sich an einen Artikel von Wladimir D'Ormesson im „Temps" anschließt, in dem dieser die Zurückführung des deutsch-französischen Zwiespalts auf ein geistiges Problem gefordert hatte. Der Frage, ob nicht vielleicht der deutsch-französischen Spannung eine „philosophische Substanz" gegeben werden könnte, antwortet Roman Boos bejahend. Seine Darstellung erhebt den Anspruch, „zugleich eine Welt- wie eine Selbstdarstellung" zu sein. Aus persönlichem Erleben in eingehaltener zeitlicher Folge soll der Weg des deutschen Geistes herauskristallisiert werden. In drei Stationen erfüllt sich diese „Katharsis des Deutschtums von 1914 bis 1925", in drei Menschen: Gierke, Wolzendorff, Steiner. In diesem dritten scheint nun für Boos der Geist zu seiner synthetischen Wirklichkeit gelangt zu sein — in Steiner und goetheanischem Geiste habe Michael seine Stätte gefunden. Solche Gedankengänge könnten den in Steiner'scher Gedankenwelt Unbewanderten hilflos lassen, wenn nicht gar abstoßen, aber der Autor beugt vor: „Das betone ich mit aller Schärfe — es kommt mir in diesem Buch durchaus nicht darauf an, beim Leser Zustimmung zu dieser kathartischen Lösung (Steiner) des deutschen Dramas zu gewinnen. Ich will dieses Buch nicht als ein propagandistisches verstanden wissen. Es soll eine Darstellung sein. Eine Darstellung, die — wie eigentlich jedes Werk aus gutem Deutschem Geiste heraus — zugleich eine Welt- wie eine Selbstdarstellung ist. Auch meine eigene politische Idee ... konnte ich nur so darstellen, wie sie im Pulsschlag meines eigenen Lebensschicksals lebendig ist." So mögen wir denn herausschälen, was an allgemeinverständlicher, allgemeingültiger Wirklichkeit sich in dem Buche birgt und brauchen uns schließlich auch nicht Einseitigkeit des Verständnisses vorzuwerfen: schöpferische Wahrheit muß sich auch über sektenhafte Einkleidung hinweg als solche erweisen, wenn sie ist.

Michael gegen Michel — so sieht Boos das deutsche Problem. Der deutsche Geist verkörpert im Erzengel, diesem Symbol der militanten Idee und verkörpert in zähestem, unbeweglichem Bürgertum, im deutschen Michel. Es ist eine seltsame und tief bedeutsame Erscheinung, daß jede wirkliche Apologie des deutschen Geistes immer auch die schmerzlichste Anklage gegen diesen Geist einschließt. Der Deutsche — von „Michel" abgesehen — hat in seinem Verhältnis zu seiner geistigen Welt etwas von jener Unbestechlichkeit, die in dem Bibelwort zu Tage tritt: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er." Die Liebe des deutschen Menschen zu seinem höheren Wesen ist immer auch eine grausam züchtigende. Dem Lichte Michael folgt der Schatten Michel. Man wird nicht leicht ein Buch finden, das glühender für die Notwendigkeit des deutschen Geistes zeugte — dazu bedenke man etwa, daß dieses Buch in der deutschen Schweiz entstanden ist — aber auch nicht leicht eines, das so grausam Kritik am deutschen Michel übte, wie dasjenige von Roman Boos.

Es gilt hier, diejenigen Dinge aus der kleinen Schrift herauszulösen, die für uns Schweizer in besonderem Maße fruchtbar werden können. Den deutschen Michel kennen wir, besser vielleicht als der Deutsche selbst oder ein ihm absolut fremdes Volk. Wir haben für die Schattenseiten deutschen Wesens jene Hellsichtigkeit, wie sie vielleicht nur in den Zwischenreichen entsteht, wo das zu erkennende Wesen im Unbewußten als ein verwandtes geahnt wird, im Bewußten aber als ein anderes erkannt wird. Es sind bis zu einem gewissen Grade unsere eigenen Fehler, die wir am deutschen Michel mit der Einfühlung des Mitbeteiligten und der freien Kritiklust des Außenstehenden erkennen. Daran fehlt es uns nicht. Wohl aber treibt uns vielleicht gerade das uneingestandene Wissen um unsere Ähnlichkeit mit dem deutschen Michel oft dazu, den Geist Michael abzulehnen und an dessen Stelle ein fremdes Kulturideal zu setzen. Das Absolute läßt sich ja viel leichter zerstören als das Relative.

*) Dr. iur. Roman Boos: Michael gegen Michel. Katharsis des Deutschtums 1914—1925. Verlag für Freies Geistesleben, Basel, 1926.

Der Geist verträgt die Relativierung seines Wesens nicht; bei dem kleinsten Versuche dazu schwindet er ganz. Die Materie dagegen ist als solche unbegrenzt teilbar, in ihrer kleinsten Spur noch Materie, unausrottbar. Michael kann verbannt werden, Michel nicht. Vielen von uns Schweizern geht es so, wir haben uns für Michel an Michael gerächt und den ersteren durch eine fremde Fassade zu verheimlichen gesucht. So ist es uns eigentlich nötiger, daß einmal einer aus unserer Mitte von dem Geiste Michaels zeuge, und noch nötiger ist es uns, daß er davon zeuge aus dem Lebensgebiet heraus, das in Europa mehr und mehr vom Geiste verlassen zu werden droht, aus dem Bereich des Staatsgedankens. Man wird sich sagen dürfen, daß die letzten Reste von Michel-tum — wenn wir so offen sein sollten, solche einzugestehen — nur durch einen neuen Einbruch Michaels in unser Bewußtsein ausgetrieben werden können. Denn fremde Oberwelten fordern die Unterwelten nur zu verbissenem Widerstand heraus.

Was Boos' Schrift so absolut belebend macht, ist, daß für ihn Politik — recht verstandene Politik — nicht mehr ein Geistwidriges, sondern gerade ein Geistprüfendes, Geistbeweisendes bedeutet. „Unsere Kulturideale müssen in unsere Politikwirklichkeit, unsere Zentralisationsideale müssen in unsere Föderalismus- oder sogar Feindschaftswirklichkeit sich einhaken, wenn sie würdig amten wollen. — Es ist an der Zeit, daß einmal diese Antithese mit aller Wucht in die Seelen hereinbricht: Die Antithese zwischen solcher „Idealpolitik", die sich so stark im Besitze ihres Ideales weiß, daß sie nicht Furcht zu haben braucht, daß es ihr beim Eingreifen in die Realität abhanden komme, und derjenigen „Idealpolitik", die sich darauf beschränkt, den lieben Gott zu zitieren und ihm dann gleich hausväterlich-fromme Pantoffeln anzieht, damit er sich nicht etwa durch eine Berührung mit der Realität verunreinige." Solche wirkliche Idealpolitik aber kann nur durchgeführt werden, wenn sie in der geistigen Führerschicht eines Volkes ihre Werkzeuge findet. Schon in seinem Hochschulvortrag von 1915 „Der europäische Krieg und unser Schweizer Krieg" hatte Boos gefordert, daß die Hochschulen Zentren des staatlichen Wesens werden sollen. „Unsere Hochschulen müssen politische Zentren werden, von denen aus das Gesamtvolk sich durch seine gleichsam bevorzugten Glieder, die Akademiker, objektive Richtlinien setzt. Die Hochschulen müssen die Wirkungsquellen unserer Staatsmänner werden." Heute ist diese Forderung vielleicht wichtiger als vor einem Jahrzehnt noch. Das politische Leben von heute hat einen schnellen und verzehrenden Atem: wo früher Jahrzehnte standen, sind es jetzt Jahre, wo das Maß die Stunde war, da ist es jetzt der Augenblick. Auch in unserer scheinbar so friedlich behüteten Schweiz gilt das, und wir haben die doppelte Verpflichtung, darauf zu merken, da uns die Warnungszeichen von außen weniger laut kommen.

Wenn wir nun aber freudig erkennen, daß die Gedanken von Roman Boos, die wir nur andeuten konnten, angetan sind, einer auf die Dauer um sich fressenden Lücke unseres geistigen Lebens abzuhelfen, so müssen wir zugleich zugeben, daß „Michael gegen Michel" noch nicht jene absolut überzeugende Form gefunden hat, die dem Buch erlaubte, seine Wirkung und Pflicht zu tun. Wir haben mit des Autors ausdrücklicher Erlaubnis davon abgesehen, auf die „kathartische Lösung" in der Gestalt Steiners einzugehen. Wir haben uns darauf beschränkt, die Fragestellung und grundsätzlichen Antworten von Roman Boos zu prüfen. Gerade aus der Erkenntnis heraus, daß darin der Finger gelegt worden ist auf absolute entscheidende Lebensbezirke, müssen wir nun aber bedauern, daß der Verfasser sich noch nicht zu einer letzten formalen Klarheit durchgerungen hat. War diese oft fast pedantisch anmutende Einzelschilderung des persönlichen Erlebens wirklich notwendig? Ist nicht die Grunderfahrung aller menschlichen Formung, daß Wahrhaftigkeit bis in das kleinste Erlebnis hinein sich niemals ehrlicher offenbart, als im unentwegten Erstreben und letzthin zeugenden Finden von objektiver Form? Wenn der Verfasser sagt, daß noch nie „eine deutsche politische Idee etwas wert war durch das, was sie objektiv war, sondern stets nur durch das, was durch sie an Herzblut floß," so ist dem mit leiser, aber wesentlicher Abwandlung des Themas nur so

beizustimmen, daß eben eine deutsche politische Idee nur durch das durch sie geflossene Herzblut etwas wert, objektiv werden konnte. Das Endziel ist und bleibt das Objektive, eben die Idee — daß wir sie nur in schonungsloser Einsetzung unseres Selbst erringen, entbindet uns keineswegs von der Verpflichtung zu ich-entrückter, wahrhaft objektiver Form durchzudringen. Uns will scheinen, daß ein Zu-Ende-Denken der vorliegenden Probleme weder Zeit noch Raum zu bewußter „subjektiver Dramatik" ließe, sondern sich eine Form schaffen müßte, die alle Kräfte des Ich in den großen Strom des Erkenntniswillens einspannte und dem Ich und seinen Bemühungen nur in einem Finden Form verliehe, das in Einem Inhalt und Form wäre.

Wir zweifeln aber nicht, daß absolut wesenhafte Fragestellungen kein Stillstehen auf halbem Wege erlauben und daß die vorliegende Schrift von Roman Boos nur Schritt zur Klarheit — auch zu formaler Klarheit — sein wird. Daß dieser Weg einer von jenen ist, auf dem „die Zukunft so aus der Vergangenheit herausgerissen werden kann, daß der Mensch selbst seine Zukunft greife" — um mit dem Verfasser zu sprechen —, davon halten wir uns allerdings überzeugt. Elisabeth Sulzer.

Drei Lebensbilder.

Die Zeit nach dem Kriege brachte uns eine ganze Reihe von „Erinnerungen" und Lebensbildern, die nicht alle auf gleicher Höhe standen. Männer, welche während des Krieges stark mitgenommen wurden, fühlten das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Andere waren hinter allerlei Geheimnisse gekommen und wollten durch ihre Veröffentlichung die Geschehnisse in ein besseres Licht stellen. Oft merkt man aber die Absicht und wird verstimmt. Manche dieser Bücher wären vielleicht einstweilen besser ungeschrieben geblieben. Das gilt nicht von den drei Lebensbildern, auf welche ich jetzt hinweisen möchte. Es handelt sich um drei Männer, die religiöse Naturen sind, und bei denen sich diese Anlage in der verschiedensten Weise geltend macht und auf die Umwelt einwirkt.

* * *

Johannes Reinke, Professor der Botanik in Kiel, hat sich in der gelehrten Welt durch seine vielen Arbeiten einen Namen gemacht.[1]) Geboren 1849 in Ziethen im Fürstentum Ratzeburg als Ältester von neun Kindern eines Pastors, wurde er in frühester Kindheit zur Botanik geführt, welche sein Vater als Liebhaberei leidenschaftlich trieb. Das Studium begann der Sohn als Theologe, wandte sich aber bald den Naturwissenschaften zu, erhielt frühzeitig eine Assistentenstelle für Botanik und hatte schon mit 24 Jahren die Wahl, in Bonn oder Göttingen Professor zu werden. Er zog Göttingen vor, blieb da zehn Jahre, gründete einen Hausstand und kam 1884 nach Kiel, wo er eine reiche Tätigkeit als Hochschullehrer entfaltete und erst vor einigen Jahren in Ruhestand trat. So hatte er das Glück, in jungen Jahren in die rechte Laufbahn zu kommen, und es blieben ihm alle jene Kämpfe erspart, die so oft im akademischen Leben eine bemühende Rolle spielen. Reinke bespricht in seiner Selbstbiographie seine vielen Beziehungen zu gelehrten Kollegen und Schülern, und dieser Teil des Buches wird den Fachmann besonders interessieren.

Reinke brachte aber von Haus aus einen weiten Blick mit für Weltanschauungsfragen und für philosophisches Denken. So nahm er lebhaft an dem Kampfe gegen den Monismus teil. Es bedurfte dazu am Ende des vergangenen Jahrhunderts eines gewissen Mutes, denn damals wurde jeder, der nicht den materialistischen Modephilosophen zustimmte, allzu schnell als unwissenschaftlich geächtet. So bedeutete das Buch Reinkes „Die Welt als Tat", das 1899 erschien, in Wirklichkeit eine männliche Tat. Heute hat sich ja das Blatt gewendet; um den theoretischen Materialismus wird kaum mehr gestritten. Reinke

[1]) **Johannes Reinke:** Mein Tagewerk. Herder & Cie., Freiburg im Breisgau. 495 S. M. 12.50.

erzählt nun die Geschichte dieser Kämpfe und seine Stellung dazu. Nach seiner Ansicht kommen zu den materiellen Kräften, die in der Physik wirken, noch „supermaterielle" in der Biologie. Überall sieht Reinke Zielstrebigkeit — Teleologie — und kann sich nicht mit dem Grundgedanken von Darwins Selektionstheorie befreunden, nach welchem das Zweckmäßige nur ein Spezialfall des Zufälligen sein soll. Die Deszendenztheorie anerkennt er in praktischer Hinsicht als allgemeinen Forschungsgrundsatz.[2]) Reinke hat sich auch im politischen Leben beteiligt. Er vertrat seit 1893 die Universität Kiel im preußischen Herrenhaus und kam so mit den Spitzen der Kreise zusammen, welche damals Deutschland regierten. Dieser Teil des Buches ist sehr interessant. Wir hören hier die Stimme eines objektiven Beobachters, der nicht eigentlich im politischen Betriebe stand, aber sich stets die Freiheit seiner Meinung wahrte und derselben gelegentlich im Herrenhaus Geltung verschaffte. Seine Freude am Kriegsbeginn war mäßig und die Inszenierung tadelt er. Aber während des Krieges stand er überall mit Rat und Tat zu seinem Volke. Mit der Weisheit des Alters sieht er auf das Werden, Wachsen und den Zusammenbruch des deutschen Kaiserreiches zurück, findet wie früher Worte der Kritik, hat aber auch Verständnis für alle Menschlichkeiten in der Vergangenheit. Der Neuzeit gegenüber ist er zurückhaltend. Er schließt sein Buch mit der Mahnung, zu harren und zu hoffen und an die Zukunft Deutschlands zu glauben.

* * *

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts tauchte **Dr. Rudolf Steiner** in der Schweiz auf und machte sie zum Ausgangspunkt der Werbetätigkeit für seine neue Lehre. Man wußte nicht recht, woher er kam. Er machte den Eindruck eines geheimnisvollen Magiers, der uralte Weltweisheit aus dem Osten verkünde und seine Jünger zur Erfassung überirdischer Welten heranzubilden versprach. Sein Auftreten wurde von mancher Seite begrüßt; denn er verwarf die rein mechanistische Weltauffassung, trat für ein selbständiges Seelenleben ein und nannte überdies seine Theorien eine „Wissenschaft", was ja stets imponiert. So sammelte er eine große Gemeinde; sein Ansehen wuchs in ganz Europa. Bekannte Theologen traten für ihn ein, legten der Bewegung eine weitgehende Bedeutung bei und Steiner fand Anhänger in den höchsten Kreisen. Unerwartet schnell starb er am 30. März 1925. Seitdem erschien eine Selbstbiographie unter dem Titel „Mein Lebensgang".[3]) Sie ist von Marie von Sivers (Marie Steiner) herausgegeben, die seit 1902 in Beziehung zu Steiner stand, für seine „Anthroposophie" eine ausgebreitete Werbearbeit entfaltete und den Ausbau des Kultus nach der musikalisch-rhythmischen Seite hin inszenierte. Sie schrieb zu dem „Lebensgang" ein kurzes Wort, das in überschwenglichen Ausdrücken den Verstorbenen als „Dulder, Lenker und Vollbringer" verherrlicht. „Im Himmel wird er als „Menschensohn" begrüßt, der seine Schöpferkräfte im Dienste des Schöpferwillens entfaltete."

Die Selbstbiographie ist in einem schwerfälligen, breiten und reichlich mit philosophischen Zitaten durchsetzten Stil geschrieben, der etwas ganz Unpersönliches hat und ganz an Steiners Vortragsweise erinnert. Gleichmäßig floß da sein Redestrom 2—3 Stunden fort und war oft gleich dunkel im Sinn und Ausdruck. Es wimmelte von Schlagwörtern, Paradoxen und scharfen Ausfällen gegenüber von Zeitgenossen. Steiner konnte ja auch gelegentlich gute Worte sagen und in seinem kleinen Büchlein „Über die sozialen Kernfragen" steht mancher Gedanke, der sehr beherzigenswert ist. Aber ich wunderte mich oft, wenn ich einen Vortrag in Zürich hörte, über den großen Zulauf des Publikums, welches dem Aussehen nach zum kleinsten Teile auf der Höhe aller dieser philosophischen Theorien und Auseinandersetzungen sein konnte, mit denen der Redner Eindruck machte und seine Lehre zu beweisen suchte. Die Zuhörer waren

---

[2]) Man vergl. das neueste Buch Reinkes: Das dynamische Weltbild. Physik und Biologie. 157 S. Ambrosius Barth. Kart. 5 Fr.

[3]) **Dr. Rudolf Steiner:** Mein Lebensgang. Mit einem Vorwort von Marie Steiner, 3 Bildern von Steiner und zwei Faksimile. Philosophisch-Anthroposophischer Verlag, Dornach. 16 u. 18 Fr.

freilich meistens „Halbphilosophen", die an Steiners „Geistesschau" glaubten und durch ihn in seine „Geheimnisse" eingeweiht werden wollten. Dazu kam, daß seine Persönlichkeit „zog". Es bildete sich um „ihn" eine sektenartige Gemeinschaft, die sich wohl kaum nach dem Tode des Führers weiter ausbreiten wird.

Nun einige Worte über diese Persönlichkeit Steiners und seinen äußeren Lebensgang.

Rudolf Steiner ist 1861 in Kraljevu an der ungarisch-kroatischen Grenze als Sohn katholischer Eltern geboren. Der katholische Einschlag war aber sehr äußerlich. Der Vater, ehemals Jäger in gräflich Hoyos'schen Diensten, war Eisenbahnbeamter, wurde nach Neudörfl bei Wiener-Neustadt versetzt, wo Steiner eine Realschule absolvierte. Als frühreifer Junge war er seiner Umgebung bald überlegen und trieb schon auf dieser Schule nach seiner Weise Philosophie. 1879 bezog er die Technische Hochschule in Wien, um auf das Realschullehreramt hinzuarbeiten. Aber er blieb nicht bei diesem Ziele, hörte Philosophie, deutsche Literatur bei Prof. Schroer und verdiente sich den Unterhalt durch Privatstunden. Jahrelang war er Hauslehrer in einer jüdischen Familie und erwarb sich dabei, lernend und unterrichtend, eine allgemeine Gymnasialbildung. Er kam in Wiener Literaten- und Künstlerkreise und schlug sich so während zehn Jahren in Wien durch. Gelegentlich promovierte er in Rostok, da ihm in Österreich die damals verlangten Gymnasialausweise fehlten. Durch Vermittlung von Schroer wurde ihm die Herausgabe der naturwissenschaftlichen Werke von Goethe in der Kürschner'schen Klassiker-Ausgabe übertragen. Die ausführlichen und etwas sonderbaren Einleitungen und Anmerkungen zeigen schon ganz den späteren Steiner, der seine Ideen aus Goethe heraus- und gelegentlich in Goethe hineinlas. 1890 kam er als ständiger Mitarbeiter an das Goethe-Archiv in Weimar, um die „Morphologie" für die große Goethe-Ausgabe zu bearbeiten. Die Schilderungen des damaligen Lebens in Weimar gehören zu den lesenswertesten Abschnitten der Selbstbiographie. Vorübergehend war Steiner auch mit der Ordnung des Nietzsche-Archivs in Marburg betraut. In jene Zeit fallen freundliche Beziehungen zu Häckel, die von seinen Gegnern überschätzt wurden. 1897 übernahm Steiner in Berlin das „Magazin", gewann die „Freie literarische Gesellschaft" für dasselbe, hielt Vorträge und besorgte an der sozialdemokratischen Berliner Arbeiterbildungsschule den Unterricht in Geschichte und Rede-Übungen.

Am Ende des Jahrhunderts trat eine Wendung im Leben Steiners ein. Graf und Gräfin Brockdorff, die Leiter eines Zweiges der Theosophischen Gesellschaft, forderten Steiner zu einem Vortrage auf, und er sprach über „Goethes geheime Offenbarungen". Damit war nun Steiner in seinem Geleise, wurde Generalsekretär der deutschen Theosophischen Gesellschaft und aus ihren Kreisen ging die anthroposophische Bewegung hervor. Über diese und ihre Entwicklung berichtet Steiner nur flüchtig. Auch über seine politische Rolle redet er nicht, obgleich es Tatsache ist, daß er auf den Generalstabschef Moltke einen großen Einfluß hatte und nach der Revolution in Stuttgart in den Vordergrund trat. Auch sonst ist Steiner recht zurückhaltend mit seinen persönlichen Mitteilungen, welche — wie er einmal sagte — die Öffentlichkeit nichts angehen. Dagegen bemüht er sich sehr, zu beweisen, daß er trotz mancher Wandlungen, die man ihm zum Vorwurf machte, immer derselbe geblieben sei. Und man muß ja sagen, daß Steiner stets einen starken Glauben an sich und seine Offenbarungen und „Schauungen" hatte, eine große suggestive Kraft auf mystisch veranlagte Naturen ausübte und gerne keinen Geringeren als Goethe zum Kronzeugen so mancher seiner phantastischen Geheimlehren anrief. Ihnen gegenüber mögen jene Wandlungen von Häckel zur Theosophie und anthroposophischen „Geisteswissenschaft" als unwesentlich erscheinen. Seine Anhänger werden sich an denselben nicht stoßen und die Steiner'sche Selbstbiographie mit Ehrfurcht entgegennehmen. Kritische Beobachter werden aber diesen „Lebensgang" mit Interesse verfolgen, denn er zeigt uns, wie wenig es braucht, um das Sehnen vieler modernen Menschen nach „höherer" Erkenntnis zu erfüllen und für sie ein „Prophet" zu werden.

* * *

Man hört jetzt oft in Deutschland das Wort: „Zentrum ist Trumpf" und verwundert sich darüber, daß in dem Deutschland der Reformation diese Entwicklung möglich war. Aber man läßt sich vielleicht heute allzusehr von der Ansicht leiten, daß nur wirtschaftliche Faktoren den Gang der Weltgeschichte bestimmen, und daß religiöse und ethische Beweggründe von untergeordneter Bedeutung seien. Und doch ist gerade die deutsche und die Schweizer Geschichte nicht zu verstehen, wenn man die konfessionellen Kämpfe unberücksichtigt läßt. Man erhält über diese und ihren Einfluß eine andere Meinung, wenn man einmal in die Werkstätte des „Zentrums" hineinsieht und beobachtet, wie dasselbe zu einer Einheit zusammengeschmiedet wurde. Anlaß dazu gibt das kürzlich erschienene Lebensbild [4]) eines Mannes, der seit den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den vordersten Reihen des „Zentrums" stand. Ich meine den Fürsten **Karl zu Löwenstein,** einen Aristokraten von reinstem und edelstem blauen Blute. Um ihn recht zu verstehen, wird es nötig sein, ein Wort über seine Abstammung und die Umwelt zu sagen, aus welcher er herausgewachsen ist.

Die Ahnenreihe des Fürsten geht auf Friedrich den Siegreichen von der Pfalz zurück. Sein Sohn wurde 1494 mit der Grafschaft Löwenstein belehnt. Der Enkel erwarb 1567 durch Heirat die reichsunmittelbare Grafschaft Wertheim. Seine fünf Söhne nahmen das lutherische Bekenntnis an. Von den zwei Überlebenden, auf welche das Erbe überging, trat der eine, Johann Dietrich, 1621 wieder zum Katholizismus zurück und begründete die katholische Linie Löwenstein-Wertheim-Rochfort. Der andere Sohn, Christoph Ludwig, ist Stammvater der evangelischen Linie Löwenstein-Wertheim-Virneburg, jetzt Freudenberg. Johann Dietrich erhielt 1711 vom österreichischen Kaiser Josef I. die Reichsfürsten-Würde. Im Frieden von Luneville verlor ein Nachfolger, Fürst Dominik Konstantin, seine linksrheinischen Besitzungen, unter ihnen auch Rochefort, und nahm 1803 den Titel Löwenstein-Wertheim-Rosenberg an nach seiner durch Kauf erworbenen reichsritterschaftlichen Domäne Rosenberg. Das fürstliche Haus wurde am Pariser Kongreß für die linksrheinischen Besitzungen reichlich durch Herrschaften und Klostergüter entschädigt und sein Grundbesitz in Süddeutschland und Österreich war sehr ausgedehnt und wurde nur durch denjenigen der Fürsten von Fürstenberg übertroffen. So hatten die „regierenden Fürsten zu Löwenstein" zwar keine Untertanen mehr, aber ein großes Heer von Beamten — vom Domänen-, Forst- und Rechnungsrat bis herab zum einfachen Landarbeiter. Die Verwaltung der ausgedehnten Besitzungen war im Anfang des 19. Jahrhunderts ganz modern organisiert worden und für die „Diener" wurde durch Pensionen, Witwen- und Waisenkassen trefflich gesorgt. Der damals regierende Fürst war Karl Thomas. Sein Sohn, der Erbprinz Konstantin, ein gelehrter Mann, war mit einer Protestantin, Prinzeß Agnes von Hohenlohe-Langenburg, verheiratet und schien sich nicht recht in die Tradition zu fügen. Er kam aber nicht zur Regierung. Als erstes Kind dieser Ehe wurde Fürst Karl 1834 zu Heid in Böhmen geboren. Seine Mutter starb schon 1835, der Vater 1839 und Kardinal Fürst von Schwarzenburg wurde Vormund des verwaisten Knaben. Großeltern und Tanten bemühten sich um seine Erziehung. In Kleinheubach wuchs er auf und wir sehen in ein Familienleben hinein, das nach heutigen Begriffen fast kleinbürgerlich zu nennen war. Im Hause herrschte gemütliche süddeutsch-fränkische Art, ein kirchlicher Geist und eine große Einfachheit, die ja immer das Zeichen wirklicher Vornehmheit ist. Die Studienjahre verbrachte Karl in Bonn. Es folgten Reisen nach Italien, Ägypten, Palästina. Nach der Rückkehr 1858 mußte der Fürst die Verwaltung seiner Güter antreten und seinen standesherrlichen Pflichten leben.

Der Fürst nahm diese Dinge sehr ernst, war ein großer Arbeiter und das Wohl seiner Beamten lag ihm — in patriarchalischer Weise — am Herzen. Da ich, wenn man so sagen darf, im „Reiche" dieses Fürsten aufgewachsen bin — mein Großvater war einer seiner Beamten —, so kann ich aus Erfahrung

[4]) **Paul Sieberz:** Karl, Fürst zu Löwenstein. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. 577 S. 1924. Josef Kösel & Fr. Pustet, Kempten. M. 18.75.

alles bestätigen, was der Verfasser des erwähnten Lebensbildes über die ideale und fürsorgliche Gesinnung des Fürsten zu sagen weiß. Seine einzige Passion war die Jagd, die er mit seinem Schwager, dem Exkönig Don Miguel von Braganza, gerne im schönen Spessart betrieb und an der die oberen Domänenbeamten teilnahmen.

Mit der Volljährigkeit (1855) stand dem Fürsten Sitz und Stimme als Standesherr in den Ersten Kammern von Bayern, Baden, Württemberg und in dem Großherzogtum Hessen zu. Vom Jahre 1856 an trat er auch in diese Parlamente ein und beteiligte sich in den 60er Jahren lebhaft an den Auseinandersetzungen zwischen Staat, Kirche und Schule, die damals zur Diskussion standen. Sein Ideal war ein Großdeutschland mit Einschluß von Österreich. Die Entwicklung Deutschlands unter preußischer Führung war ihm, der seinen Schwerpunkt in Österreich hatte, ein Kummer. Im Jahre 1871 wurde er vom Wahlkreise Lohr in Unterfranken in den ersten deutschen Reichstag gewählt, beteiligte sich an der Konstitution des „Zentrums" und gehörte dem Vorstande an. Es war nicht leicht, die deutschen Katholiken von Nord und Süd zu einer Partei zusammenzuschmieden. Da erwarb sich Fürst Karl große Verdienste um die Einheit der Partei. Auf Versammlungen, an den Katholikentagen bemühte er sich um die Ausgleichung der Gegensätze, an denen es nicht fehlte; denn konservativ, liberal, sozial sind Begriffe, die auch im politischen Wörterbuch des Zentrums stehen und Bedeutung haben. Fürst Karl mußte auch wiederholt bei Ausbruch des Kulturkampfes und später bei der Schlichtung des Streites die Vermittlerrolle zwischen Papst und Zentrum übernehmen. Während desselben unterstützte er seine Partei mit seinen reichen Mitteln und nahm manchen entlassenen Beamten in seinen Dienst.

Liest man heute die Schilderung der Kämpfe jener Jahre, so ist man erstaunt, wie oft jetzt wieder Fragen auftauchen und eine Lösung verlangen, die damals die Geister erregten. Nur der Gegensatz zwischen Nord und Süd ist gemildert und der Einheitsgedanke hat Fortschritte gemacht. Die Frage: „Österreich oder Preußen" ist verschwunden; aber die kulturellen Beziehungen, die in Weltanschauungen, in Schule und Kirche bestimmend sind, treten auch heute wieder in den Vordergrund. Manches Wort des Fürsten Karl klingt ganz modern. So hat er z. B. im Jahre 1893 in der bayerischen Kammer des Reichsrates die Errichtung internationaler Schiedsgerichte befürwortet und bei allen Parteien Anklang gefunden. Der militärische preußische Geist war ja in Bayern nie volkstümlich und beliebt. Baronin B. v. Suttner bemühte sich damals, den Fürsten für ihre Pläne zu gewinnen. Freilich gingen da die Weltanschauungen doch allzu sehr auseinander, und Fürst Karl antwortete Berta v. Suttner, daß es im Interesse der Sache besser sein werde, nach dem Spruche vorzugehen: „getrennt marschieren, gemeinsam schlagen." Modern war auch der Gedanke des Fürsten Karl, eine Anti-Duell-Liga zu gründen. Er leitete diesen Bund und machte für ihn eifrige Propaganda.

Es würde zu weit führen, hier auf die soziale Wirksamkeit des Fürsten, auf seine charitativen Werke und auf seine speziellen kirchlichen Gründungen einzugehen. Für sich persönlich anspruchslos, gab er da oft über seine Mittel und seine Güte wurde auch manchmal mißbraucht.

Seine erste Frau, eine Prinzessin Isenburg-Birstein, starb nach kurzer Ehe. Zwei Jahre nachher heiratete er 1865 die Schwester des Fürsten von Lichtenstein und lebte mit ihr 36 Jahre in glücklicher Ehe. Aus der ersten Ehe wurde ihm eine Tochter geboren, aus der zweiten acht Kinder, sechs Töchter und zwei Söhne. Von diesen starb der eine bald nach der Geburt, der andere, Fürst Alois, folgte ihm nach, geht auf den gleichen katholischen Wegen wie der Vater und ist ein Förderer der katholischen Heidenmission. Drei Töchter nahmen den Schleier. Zwei gingen in das Kloster der Benediktinerinnen zu Solesmes in Frankreich; eine trat in die Kongregation der Armenschwestern vom hl. Franziskus. Auch diese Entwicklung der Familie ist charakteristisch für den Geist der Welt, in welcher der Fürst regierte.

Im Jahre 1907 ging durch die Zeitungen die Notiz, daß Fürst Karl zu Löwenstein in seinem 73. Altersjahr als Novize in den Orden der Domini-

kaner zu Venlo eingetreten sei. Er verzichtete auf alle seine Würden, legte seine zahlreichen hohen Orden — darunter das goldene Vließ — am Altar des hl. Dominikus nieder und erhielt die weiße Kutte mit dem weiten schwarzen Mantel. Ein Jahr später legte er das Gelübde ab, empfing nach fünfjährigem Noviziat und nach Ablegung von mehreren Prüfungen und Empfang der Weihen die Würde eines Ordensbruders. Nach 13jährigem Profeß starb er im Alter von 87 Jahren im Kloster Venlo. Das Ende im Kloster war eine Vorbereitung auf den Tod und eine völlige Loslösung von der Welt. Bis in die letzten Monate seines Lebens blieb er tätig und bewahrte sich seine Urteilskraft.

Der ernsthafte Katholik liest diese Geschichte des Paters Raymundus und ehemaligen Fürsten zu Löwenstein wie eine Heiligen-Legende, und in diesem Sinne ist sie auch geschrieben. Wer nicht katholisch ist, aber jede aufrichtige religiöse Überzeugung ehrt, wird auch diesem Leben — so merkwürdig es uns in manchen Zügen erscheint — seine Achtung nicht versagen und die Kraft bewundern, welche eine feste Weltanschauung dem Menschen verleiht. Im „Zentrum" steckt etwas von dieser Kraft und wenn starke Willensmenschen, wie dieser Fürst Karl zu Löwenstein, sich derselben bedienen, so begreift man, daß sich das „Zentrum" trotz der vielen Widerstände in einer entgegengesetzten und in sich gespaltenen Welt durchsetzen konnte.

Christian Beyel.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Bachofen, Johann Jakob: Mythus von Orient und Occident, eingeleitet von Alfred Bäumler; Beck, München, 1926.

Boos, Roman: Michael gegen Michel, Katharsis des Deutschtums von 1914 bis 1925; Verlag für Freies Geistesleben, Basel, 1926.

Doeberl, M.: Bayern und das preußische Unionsprojekt; Oldenbourg, München, 1926.

Grey, Lord Edward: Fünfundzwanzig Jahre Politik, 1892—1916; Bruckmann, München, 1926.

Kalberer, Will: Die Wahrheit über die Tessiner Frage; Wilka-Verlag, Zürich, 1926.

Klages, Ludwig: Vom kosmogonischen Eros; Georg Müller, München, 1926.

Nearing, Scott und Freemann, Joseph: Dollar Diplomacy; Allen & Unwin, London, 1926.

Redelsberger, Eduard: Besetztes Land; Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1926.

Reinke, Johannes: Mein Tagewerk; Herder, Freiburg.

Sieberts, Paul: Karl, Fürst zu Löwenstein; Kösel, Kempten, 1924.

Steiner, Rudolf: Mein Lebensgang; Anthroposophischer Verlag, Dornach.

Stieve, Friedrich: Das russische Orangebuch über den Kriegsausbruch mit der Türkei; Verlag für Kulturpolitik, Berlin.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Kurt Lessing, Dr. phil., Bern. — **Max Leo Keller,** Ingenieur, z. Zt. U. S. A. — **Werner Deubel,** Frankfurt a. M. — **Aloys Horat,** Redaktor an der „Ostschweiz", St. Gallen. — **Eugen Curti,** Dr. jur., Zürich. — **Hektor Ammann,** Dr. phil., Aarau. — **Hermann Hagenbuch,** cand. jur., Zürich. — **Oberst Carl Frey,** Dr. jur., Advokat, Basel. — **Alfred Stern,** Dr. phil., Professor, Zürich. — **Frl. Elisabeth Sulzer,** cand. phil., Zürich. — **Christian Beyel,** Dr. phil., Zürich.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.